5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig. Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstr. 16, Ecke Bachrichstr. 12 bis 14 bezw. Bölbergasse 1. Eingang für Verlag, Expedition und Druckerei: Bachrichstraße; für Redaktion: Gr. Ulrichstr. 16. — Fernsprechanschlüsse: Verlag Nr. 121. Redaktion Nr. 423, Expedition und Druckerei Nr. 512. — Hauptfilialen: Obere Leipzigerstr. 34 (Tel. Nr. 1353) und Burgstr. 7, in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). — Verantwortlich für die Redaktion: Walter Britting in Halle a. S.

Nummer 163 — Halle a. S., Mittwoch, den 3. Februar — 1915

700000 Engländer nach dem Kontinent?

(W. T. B.) Hamburg, 2. Februar. Den „Hamburger Nachrichten" wird aus Brüssel gemeldet, daß die englische Truppenausschiffung in Le Havre am 15. Januar begonnen hat und noch fortdauert. Täglich werden etwa 3000 bis 4000 Mann gelandet. Jeder kommerzielle Hafenverkehr stockt, weil alle Bassins voller englischer Transportschiffe sind.

(z. B.) Haag, 2. Februar. Ein in Omer ausgegebener Bericht der französischen Heeresleitung spricht, wie der „Haagsche Courant" berichtet, davon, daß 700000 Engländer bis Ende März an der Front eintreffen werden und zum Teil bereits eingetroffen sind. Der Korrespondent des Blattes bemerkt jedoch, daß die Verbündeten an der Yserfront neuerdings noch keine englischen Verstärkungen erhalten hätten.

Sieben englische Dampfer überfällig.

Haag, 2. Febr. Eine Privatdepesche des „Rotterdamschen Courant" meldet: Lloyd teilt mit, daß infolge des Auftretens deutscher Unterseeboote gestern sieben Handelsschiffe im englischen Küstenverkehr überfällig wurden. (T. N.)

12 Torpedobootszerstörer in die Irische See geschickt!

Haag, 2. Februar. Das Londoner Pressebureau **teilt mit, daß zur Beruhigung der Schiffahrtskreise und zwecks Aufspürung der Unterseeboote von der Admiralität 12 Torpedobootszerstörer in die Irische See geschickt wurden.**

Vier regelmäßige Handelsdampferlinien stellten den Frachtverkehr mit Irland ein, doch setzen vorläufig die Passagierdampfer ihren Verkehr noch fort, in der Hoffnung, daß die Admiralität Maßregeln ergreifen wird, um die Unruhe in England über die deutschen Unterseeboote zu zerstreuen. — In den „Times" veröffentlicht ein seemännischer Mitarbeiter einen Artikel, in dem er um den Zweck des Unterseebootkrieges, nämlich die Unterbindung der Lebensmittelzufuhr Englands, wie die Katze um den heißen Brei herumgeht. In dem Artikel heißt es: Der dominierende Faktor im Krieg ist die Macht der englischen Flotte, während das hauptsächlichste Ziel jeder neuen Tätigkeit unserer Feinde, Bedrohung mit Invasion, Beschießung der Küsten, Angriffe durch Luftschiffe und jetzt Blockade durch Unterseeboote die britische Admiralität auf den falschen Weg bringen soll, möglichst eine Aenderung in den bisherigen Flottendispositionen herbeizuführen. Die „Times" schließt mit den Worten, daß gerade wegen des obigen Zweckes der deutschen Bemühungen Geduld und Selbstbezwingung nötig sei, wie der Widerstand gegen jede Forderung der öffentlichen Meinung, welche die strategischen Maßnahmen der englischen Admiralität stören könnten. — Alles in allem bedeutet der Artikel das klägliche Eingeständnis der britischen Ohnmacht gegen das Beschneiden seiner wichtigsten Lebensnerven. (T. N.)

(W. T. B.) London, 2. Februar. Die „Times" schreibt: Die Bevölkerung Englands darf nicht vergessen, daß die deutsche Admiralität mit dem Unterseekrieg beabsichtigt, die englische Bevölkerung aufzuregen und der Admiralität Schwierigkeiten zu bereiten. Daher muß gegen jeden Versuch, die öffentliche Meinung gegen die Admiralität zu verhetzen, Widerstand geleistet werden. Das Blatt empfiehlt den Handelsschiffen, den Kampf mit den Unterseebooten aufzunehmen, indem sie versuchen sollten, in voller Fahrt das Boot in den Grund zu fahren. Sie möchten dem Beispiele des Unterseebootes keine Folge geben, sondern mit Schnelligkeit dem Kampfplatz entfliehen.

(W. T. B.) London, 1. Februar. „Daily Chronicle" meldet in einem Bericht aus Fleetwood, daß der deutsche Unterseebootsdienst ebenso wagemutig wie tüchtig ist, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Man kann es überall von britischen Seeoffizieren hören. Es ist umso angenehmer, das zu sagen, als die Offiziere und Mannschaften der deutschen Unterseeboote stets vornehm und horismännisch vorgehen. — „Daily News" schreiben in einem Leitartikel: Die Versenkung dreier englischer Schiffe an der Küste von Lancashire ist eine Episode, sie zum Nachdenken einlädt. Die Operationen wurden bei hellem Tage und in einer der Haupthandelsrouten des großen Liverpooler Hafens ausgeführt. Der Aktionsradius dieser Boote ist bedeutend größer als vor dem Kriege angenommen wurde. Es fragt sich, ob Deutschland über eine genügende Anzahl von Tauchbooten verfügt, um diese taktische Taktik, die mit allerlei Gefahren verbunden ist, großzügig durchzuführen. Man darf auch nicht vergessen, daß alle Schiffe klein und von geringer Fahrgeschwindigkeit waren. Die Tauchboote haben selbst keine große Fahrgeschwindigkeit und besitzen nur kleine Kanonen. Sie würden also vermutlich schnellen, gut armierten Schiffen nichts anhaben können. Dafür ist eigentlich schon der ungestörte Truppentransport nach dem Kontinent ein genügender Beweis. Wenn der Beutezug der deutschen Unterseeboote ernsthafte Folgen zeitigen sollte, so müßte ein Convoisystem eingeführt werden. Man weiß bereits, daß schnellfahrende Zerstörer einen guten Schutz gegen Tauchboote bilden. Das letzte Mittel wäre, die britischen Schiffe unter neutrale Flagge zu stellen. Die Blockade durch Tauchboote könnte beim nächsten Kriege (?) vermirklicht werden. Sie würde für uns auf der Insel viel ernstere Dimensionen annehmen, als für ein Reich mit Verbindung zu Lande. (!)

Die „Daily News" wird sich inzwischen aus der

Bekanntmachung der deutschen Admiralität

davon überzeugt haben, daß in der Tat mit einer gewissen Großzügigkeit der deutschen Flottenleitung im Kampfe gegen England zu rechnen ist. Sie wird also gut tun, ihr Nachdenken nach Mitteln zur Abwehr zu verstärken, denn wenn den Engländern wirklich nichts anderes einfallen sollte, als die Verleugnung der britischen Handelsflagge und ihr Ersatz durch eine neutrale Flagge — ein Verfahren, das sie uns bekanntlich wiederholt, wenn auch sehr zu Unrecht, zum schweren Vorwurf gemacht haben — so würden sie sich damit wohl der schmählichsten Blamage aussetzen, welche die Weltgeschichte je gesehen hat. (L.-A.)

Weitere Folgen des Unterseebootkrieges.

Frankfurt a. M., 2. Februar. Die „Frankfurter Ztg." meldet aus Mailand: Infolge der Tätigkeit der deutschen Unterseeboote ist in Liverpool der Versicherungssatz für Kaufdarteischiffe von fünf auf 21 Schilling gestiegen. (B. Z.)

Köln, 2. Februar. Der „Kölnischen Zeitung" zufolge wird italienischen Blättern aus London berichtet, daß die Abfahrt der Postdampfer von Belfast verschoben worden sei, weil man neue Angriffe der deutschen Unterseeboote befürchte. Ferner sollen alle Schiffe, die von England nach Liverpool abfahren sollten, in den Häfen zurückgehalten werden. In einigen Tagen soll die Schiffahrt in vollem Umfange wieder aufgenommen werden. (B. Z.)

Eine Lüge und ihr Ende.

(z. B.) **Paris, 2. Februar. Amtlich wird mitgeteilt: Den letzten Nachrichten zufolge haben die deutschen Unterseeboote, welche am 30. Januar englische Handelsschiffe in der Irischen See anhielten, diese erst versenkt, nachdem sie von der Besatzung verlassen worden waren.** — Damit wird eine von derselben Seite verbreitete Lüge abgetan.

Zeppelinalarm in London.

Kopenhagen, 2. Februar. „Berlinske Tidende" wird aus London telegraphiert: Heute nacht erhielt sich in der Stadt hartnäckig das Gerücht, daß eine große Zeppelinflotte auf dem Wege nach London sei. Aus offizieller Stelle wurde hierüber keine Auskunft gegeben. Tatsache ist aber, daß ein großer Teil der Spezialtruppen, die London gegen einen Luftangriff verteidigen sollen, heute nacht alarmiert war. Es hat sich jedoch kein deutsches Luftschiff über London gezeigt. (B. T.)

Deutsche Flieger über Nancy und Lunéville.

Rom, 2. Februar. Ein deutscher Flieger warf über Nancy Bomben ab, durch die im Bahnhofsviertel großer Schaden angerichtet wurde. Auch über Lunéville und Pont-à-Mousson warfen deutsche Flieger Bomben ab, durch die mehrere Personen getötet bzw. verwundet wurden. (B. T.)

Die Wirkung des Rückzuges von Soissons.

(W. T. B.) **London, 2. Februar.** Financial News schreiben in ihrem neuesten Wochenbericht der Pariser Börse, daß die moralische Wirkung des Rückzuges von Soissons noch immer nicht überwunden sei, da die gedrückte Stimmung der Kapitalisten noch fortdauere.

Der Reichskanzler bei den Siegern von Soissons.

(W. T. B.) **Berlin, 2. Februar.** Die „Kreuzzeitung" erfährt: Der Reichskanzler weilte kürzlich im Felde beim 3. Armeekorps, dessen märkische Truppen sich bei Soissons ausgezeichnet haben. Herr v. Bethmann-Hollweg war Gast des Generals v. Lochow und besuchte die ihm als Märker bekannten Regimenter in ihren Feldstellungen.

Die Mißstände im französischen Heer

(W. T. B.) **Paris, 2. Februar.** Die „Humanité" führt aus, daß ein endgültiger Sieg nur dann erreicht werden könne, wenn endlich den Mißständen im Heer und in der Heeresintendantur ein Ende gemacht würde, und gibt allerlei Gerüchte zur Bestätigung ihrer Mitteilung wieder, die von zahlreichen Schmarotzern in der Intendantur sprechen, die auf Kosten des Staates unbeheure Gewinne einheimsten. Wenn diesen Mißständen nicht abgeholfen würde, so würde man nichts mehr zu hoffen haben, auch wenn die Armeen von lauter Genies geführt würden.

Die französische Jahresklasse 1916.

(W. T. B.) **Paris, 2. Februar.** Von 18 000 Gestellungspflichtigen der Jahresklasse 1916, deren Aushebung gestern in Paris beendet wurde, wurden ungefähr 12 000 tauglich befunden. Das Ergebnis bleibt hinter dem der Jahresklasse 1915 zurück.

Die Pariser Finanzkonferenz.

Paris, 2. Februar. (Meldung der Agence Havas.) Der russische Finanzminister Bark und der englische Schatzkanzler Lloyd George sind hier eingetroffen. Sie haben ihre Unterredungen mit dem französischen Finanzminister Ribot und anderen Mitgliedern der Regierung heute begonnen. (W. T. B.)

Von den Kämpfen der Oesterreicher.

(W. T. B.) Wien, 2. Februar, mittags. Amtlich wird verlautbart: Die allgemeine Situation hat sich nicht geändert. Ein vereinzelter russischer Vorstoß an der mittleren Pilica in Polen wurde abgewiesen.

In den Karpathen dauern die Kämpfe im westlichen Frontabschnitt an. In der Mitte der Front kämpfen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen mit Erfolg.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabs: v. Höfer, Feldmarschalleutnant.

Oesterreichs günstige wirtschaftliche Lage.

Wien, 2. Februar. Der ungarische Finanzminister Teleszky äußerte sich zu einem Redakteur der „Neuen Freien Presse", daß die wirtschaftliche Kraft und Stärke der Monarchie, die früher unterschätzt worden sei, eine glänzende Probe bestanden habe. In den meisten Industriezweigen zeige sich eine erhöhte Beschäftigung, ja sogar Arbeitermangel. Die Versorgung der Monarchie mit Getreide und Mehl sei nach seiner Meinung selbst über die nächste Ernte hinaus gesichert. Das Wirtschaftsleben des Landes, sagte der Minister, ist konsolidiert. Die Steuereingänge sind günstig. Die Nachrichten, welche in der letzten Zeit von allen Kriegsschauplätzen eingingen, sind erfreulicherweise geeignet, unsere feste Zuversicht zu stärken. (W. T. B.)

Großer Militärskandal in Rußland.

Kopenhagen, 2. Februar. „Russkoje Slowo" meldet: Der Adelsmarschall Markoff, Führer der echtrussischen Leute, ist gerichtlich zur Verantwortung gezogen worden. Die unter seiner Leitung stehende Kommission hat bei der Pferdeaushebung schwere Unterschleife begangen. Dasselbe Blatt teilt mit, die schwindelhafte Befreiung vom Militärdienst drohe den Umfang des Panamaskandals anzunehmen. Eine große Anzahl Personen besserer Kreise, Fabrikanten, Stadtverordneten, Hausbesitzer wie auch Mitglieder der Militärreinziehungskommission wurde verhaftet. Täglich werden neue Verbrechen entdeckt. Es liegen die kolossalsten Bestechungen vor. (D. T.)

Türkische Erfolge in Mesopotamien und im Kaukasus.

(W. T. B.) **Konstantinopel, 2. Februar.** Die „Agence Milli" meldet aus Bagdad: Eine hundert Mann starke türkische Abteilung drang in ein englisches Lager beim Leuchtturm von Korna ein und schlug zwei englische Bataillone in die Flucht, die schwere Verluste erlitten. Bei Anbruch des Tages eröffneten zwei Schwadronen englischer Kavallerie unter dem Schutz von Kanonenbooten das Feuer gegen unsere schwache Abteilung. Englische Soldaten wurden gelandet, mußten sich aber vor dem Widerstand unserer Truppen südwärts zurückziehen. Sie ließen viele Tote, darunter einen Bataillonsmajor, zurück. Die Kanonenboote wagten keine weitere Landung.

(W. T. B.) **Konstantinopel, 2. Februar.** Aus dem Großen Hauptquartier wird gemeldet: Oertlich beschränkte Zusammenstöße der letzten Tage auf der kaukasischen Front hatten einen für unsere Truppen erfolgreichen Ausgang. Eine feindliche Abteilung wurde unter schweren Verlusten bei Artwin zurückgeschlagen.

Viel Portugiesische Truppen nach Angola.

(W. T. B.) **Lyon, 2. Februar.** „Express" meldet aus Lissabon: Neue Truppenverstärkungen sind nach Angola abgegangen, wo die Deutschen noch immer einen großen Teil des Territoriums besetzt halten.

Amerika gegen die französischen Justizmorde in Marokko.

(z. B.) In Sachen der völkerrechtswidrigen Hinrichtung von Deutschen in Marokko ist, wie die „L. N." erfährt, durch den amerikanischen Vertreter die Nachprüfung des Urteilsspruches gefordert worden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191502034/fragment/page=0001

Der Bericht des Großen Hauptquartiers

vom 2. Februar.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 2. Februar, vormittags.

Westlicher Kriegsschauplatz: Außer Artilleriekämpfen an verschiedenen Stellen keine besonderen Vorkommnisse.

Oestlicher Kriegsschauplatz: An der ostpreußischen Grenze hat sich nichts Wesentliches ereignet.

In Polen nördlich der Weichsel fanden in der Gegend von Lipno und nordwestlich Sierpc Zusammenstöße mit russischen Kavallerie statt.

Südlich der Weichsel sind unsere Angriffe in weiterem Fortschreiten.

*

Die französischen amtlichen Berichte über die Kriegsereignisse enthalten in letzter Zeit geradezu ungeheuerliche, zu unseren Ungunsten entstellte, zum Teil auch völlig frei erfundene Angaben. Natürlich verbietet die deutsche Oberste Heeresleitung darauf, sich mit derartigen Darstellungen im einzelnen zu befassen. Jedermann ist in der Lage, ihren Wert an der Hand der amtlichen deutschen Mitteilungen selbst nachzuprüfen.

Oberste Heeresleitung.

Eine Warnung des deutschen Admiralstabes.

(W. T. B.) Berlin, 2. Februar. In seiner heutigen Ausgabe wird der Reichs- und Staatsanzeiger folgende amtliche Veröffentlichung bringen:

Bekanntmachung.

Berlin, 2. Februar 1915. England ist im Begriff, zahlreiche Truppen und große Mengen von Kriegsbedarf nach Frankreich zu verschiffen. Gegen diese Transporte wird mit allen zu Gebote stehenden Kriegsmitteln vorgegangen.

Die friedliche Schiffahrt wird vor der Annäherung an die französische Nord- und Westküste dringend gewarnt, da ihr bei Verwechselung mit Schiffen, die Kriegszwecken dienen, ernste Gefahr droht.

Den Handel nach der Nordsee wird der Weg um Schottland empfohlen.

Der Chef des Admiralstabes der Marine.
(gez.) v. Pohl.

Beim Kaiser.

Von Ludwig Ganghofer.

In den Nummern 24 und 25 des General-Anzeigers veröffentlichten wir einige Auszüge aus den in den „Münchner N. Nachr." erschienenen Berichten des Romandichters Ludwig Ganghofer, den der Kaiser zu sich into das Große Hauptquartier geladen hatte. Die hochinteressanten Mitteilungen ergänzen wir nunmehr durch die Wiedergabe der ausgezeichneten Schilderung Ganghofers in der betreffenden Nummer des genannten Blattes. (D. Red.)

Zwischen den hohen Bäumen eines stillen Parkes steht eine schmucke Villa. Ihre Besitzer sind geflohen, als das deutsche Heer erschien und das französische sich auch auf die Socken machte. Es waren wohlhabende Leute, die stolz waren auf ihr Haus; das merk man schon am Neuern des Baues, an der Gepflegtheit des Parkes, den jetzt eine schweigsame Nacht umträumt, und an der etwas grotzenden Breitreppe, auf der jetzt im Flackerschein der Laternen zwei regungslose Schildwachen mit blanken Klingen stehen. Und es waren Leute, die es liebten, an regenreichen und stürmischen Winterabenden behaglich am Kamin zu sitzen und amüsant zu plaudern, vielleicht noch etwas altmodischen Stil, so ähnlich, wie Konversation in einem Lustspiel man beim Anblick der Räume, deren Komfort eine wunderliche Mischung von gutem Geschmack und provinzialer Anbequemung zeigt, von ererbter Gediegenheit und wahllos Gesammeltem.

Diese Leute, die nicht mehr da sind und irgendwo im Süden von Frankreich sitzen, in Bordeaux oder bei Nizza, denken wohl in ruheloser Sorge an ihr verlassenes, unbeschütztes Haus und glauben es verwüstet durch alle „Barbarengreuel", die sie in ihren Journalen als Zugabe zu jedem Frühstück genießen. Ihre Sorge ist ein Irrtum, ist eine von jenen halb grauenhaften und halb lächerlichen Verzerrungen der Wahrheit, wie sie rings um unsere Grenzen üblich wurden, „seit Deutschland diesen schauderhollen Krieg über die ganze Welt heraufbeschwor" — so sagen unsere Feinde, obwohl sie es besser wissen. Das Haus dieser entflohenen Leute — statt „entflohen" gebraucht man hier in Frankreich die mildere Wendung „abgereist" — dieses Haus, das sie aller Vermutung ausgesetzt vermuten, ist in Wahrheit sorglicher behütet, als sie selbst es vor jedem Vernichtungsschreck des Krieges hätten behüten können, wenn sie geblieben wären. Denn unter diesem verlassenen Dache, in diesen Räumen jetzt aus allen Richtungen der Erde die Juden eines großen Weltgeschehens zusammenlaufen, wohnt heute der Deutsche Kaiser, der Führer unseres in Begeisterung und Lebenstrotz geeinten Volkes, der oberste Kriegsherr unseres siegreichen Millionenheeres, das der deutschen Heimat erspart, was unsere Feinde unter den Schlägen des von ihnen entfesselten Krieges zu leiden haben.

Zwischen den Mauern dieses stillen, zuhebsüßeten Hauses ist nichts von einem großzügigen Hofhalt zu gewahren. In dieser ernsten Zeit ist auch das Leben des Kaisers von feldmäßiger Schlichtheit, ist wie gekleidet in ruhiges, unauffälliges Feldgrau.

Die wenigen Gäste der Abendtafel versammeln sich in einem kleinen Empfangsraum. Schon das hergrünende Wort, das jeder Kommende mit den schon Anwesenden zuflüstert, ist der Bann eines leisen, gewissen Gespräches über die jüngsten Vorfälle des Krieges, über den verheißungsvollen Stand der Dinge im Osten, über den Fortschritt im Westen.

Nun verstummt das Gespräch, und man tritt von der Tür zurück, die ein Diener öffnet.

Heftig schlägt mir das Herz unter dem Touristikrock, schließt mir die Erregung fast bis an den Hals herauf. Aller Wirbel meiner Gedanken drängt auf die Frage hin: „Wie wird der Kaiser aussehen, was werde ich lesen können aus seinen Zügen, was wird herauslingen aus seinen Worten, was werde ich fühlen müssen unter dem Blick seiner blanken Augen, jetzt, in dieser Zeit des Ringens, in der jedes deutsche Herz sich sehnt nach dem aufrichtenden Trafel eines Wissenden, nach einem Halt und einer Stütze in jenen beklommenen Minuten, die heute auch den Glaubigsten und Vertrauensvollsten nicht völlig erspart bleiben können?

Es war mir seit einem Jahrzehnt vergönnt, den Kaiser zu sehen in manch einer heiteren Stunde des Friedens, den er liebte und bis zum äußersten zu erhalten suchte, er, der diese Friedensliebe durch ein Vierteljahrhundert in zahllosen Taten der Versöhnlichkeit und des Entgegenkommens erklärte, und der unsere Feinde jetzt in grotesker Gehirnverwirrung als Friedensstörer und Eroberungslüstling bezeichnen, als Hunnenmogul und zweiten Attila.

Immer hab' ich am Kaiser das von jedem Schwanken freie Gleichmaß seiner aus Ernst und Frohsinn gemischten Art, verehrt und bewundert, habe mich erfreut an dem klaren Spiegelnagel seines Blickes, an der temperamentvollen Offenheit seines Wortes, an seinem kräftigen Lachen, an der freien Menschlichkeit und Frische seines persönlichen Wesens wie an der gesunden Jugendlichkeit, die ihm eine belonnene, für jeden deutschen Bürger vorbildliche Lebensführung und sein unerschütterliches Vertrauen auf Gott, Welt und Menschen bis über die Reife des Mannesalters bewahrte. Mein Glaube an den Kaiser als Menschen vermittelte mir zunächst immer das Verständnis seiner Eigenart als Herrscher. Ich weine, das ist jo unter dem Kronreif: Ganz ein Mensch bleiben, heißt ganz ein Fürst werden.

Aber jetzt? Wieviel Hartes, wieviel gewaltsam Formendes mögen diese fünf Monate seit Kriegsbeginn über den Kaiser gebracht haben, an Verantwortung, an Gewissenskämpfen, auch an schmerzvollen Enttäuschungen? Was hat die Zeit und das Gewicht des Weltaufruhrs ihm gegeben, was ihm genommen? In jeder Zeit, in der die widersinnigsten Gerüchte — aus Haß oder Liebe, aus Furcht oder Hoffnung geboren — so unzählbar aufschnellten wie die Heuschrecken aus dem Kraut einer Sommerwiese — in dieser letzten Zeit hab' ich oft erzählen hören: das Haar des Kaisers wäre weiß geworden, sein Gesicht und seine Haltung um Jahre gealtert. Ich habe das nie geglaubt. Gesunde und starke Bäume erfüllen ihre Zeit, trotzen Sturm und Ungewitter. Und dennoch muß ich bekennen: jetzt, vor dem Augenblick, in dem ich unter dem dröhnenden Glockenschlage einer über Wohl und Wehe unseres Reiches entscheidenden Zeit, hier, in Feindesland, auf eroberem Boden, den Kaiser des deutschen Volkes sehen sollte, fehlt mich etwas Bedrückendes, eine fiebernde Erregung, jene eine quälende Angst. Wie würde ich ihn wiedersehen? Wird die frohe Güte, die immer aus ihm redete, gemindert sein, verwandelt in Zorn und Härte? Werden Wehmut, Zweifel und Sorge aus seinen sonst so gläubigen Augen sprechen? Haben die Fäuste des Gesehenes ihn gefaßt, ihn umgemodelt, wie sie es mit vielen machen, die der Widerstandskraft entbehren und sich von den Ereignissen zerren lassen? Hat der heiße Atem des Krieges ihn angehaucht und in ihm geweckt, was nie noch in seinem Innern war? Ist in ihm unter dem Donnerröhnen des Schlachtfeldes ein Neues entstanden, das man beklagen, vor dem man erschrecken müßte? —

Da tritt er ein, in der feldgrauen Generalsuniform mit dem gleichen ruhig-elastischen Schritt, den ich immer an ihm gesehen. Wohl wahr: sein Haar, mit der kleinen, trotzigen Welle über der rechten Schläfe, ist seit dem Frühjahr ein wenig grauer geworden, kaum merklich. Und eine Furchenlinie, die ich früher nie gewahren konnte [illegible] seinen Brauen. Aber nur eines einzigen Blicks in diese klaren und offen sprechenden Augen bedarf es — und gleich einer glühenden Welle durchströmt mich der sehnsüchtige Wunsch: es möchten alle Tausendscharen der Deutschen, namentlich jene, in deren Sorge und Bangigkeit zu erwachen drohen, jetzt an meiner Stelle stehen! Dann würden sie in freudiger Ruhe aufatmen wie ich!

Unter allem Sturm dieser vorwärtsmessen reten Wochen ist der Kaiser in jeder Wertlinie seiner Wesens der gleiche geblieben — nein, nicht der gleiche, er ist einer geworden, der gewann und nichts verlor. Der Kaiser ist ein durch die Zeit Erhöhter! Man empfindet es vor dem Bilde seiner Würde und Haltung, empfindet es bei seinem ruhigen Lächeln, vor seinem ruhigen Blick. Und bevor ich noch ein erstes Wort von ihm höre, fröstet etwas Aufrichtendes in mich über. Ein frohes Gefühl der deutschen Sicherheit ist in mir, erneuter Glaube und erhöhtes Vertrauen. Ich weiß: bei uns ist die Wahrheit, bei uns das Recht, bei uns die Kraft und bei uns der Sieg!

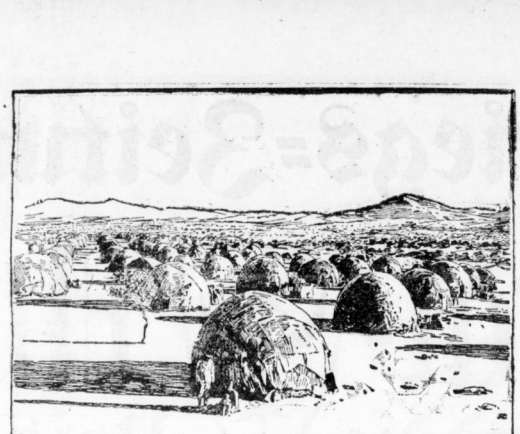
Ob der Kaiser ahnt, was in mir vorgeht? Er sieht mich plötzlich mit einem jener forschenden Blicke an, die in seinen stählernen Augen sein können. Dann nickt er freundlich, reicht mir die Hand und erhöht mir die Freude dieser Minute durch ein ebenso herzliches wie impulsives Pob meiner Landsleute. (Des Kaisers Aeußerung über die „prachtvollen Bayern" haben wir bereits im „Gen.-Anz." mitgeteilt, ebenso die Schilderung der königlichen Abendtafel mit der schlichten Soldatenmahlzeit. D. Red.) Ganghofer fährt dann fort:

Und Kriegsbrot gibt es. Nur Kriegsbrot. Daran könnte sich mancher bei uns daheim, der unsere Soldaten im Felde kämpfen, leiden, bluten und siegen läßt, mit Strenge und Ungeduld die militärischen Tageberichte kritisiert und nebenbei nicht die Heldenkraft oder nicht den Willen besitzt, sich die gewöhnte Kriegsdrückelemmel zu verzagen, ein lehrreiches und mahnendes Beispiel nehmen! Wir müssen lernen, unsere kleinen Liebhabereien beiseite zu schieben, jeden der Allgemeinheit schädlichen Eigennutz, aus uns herausknospen und jedes Gefühl, jeden Gedanken und jede Lebenshandlung auf das Kiel einzustellen, das wir für Heimat und Volk erkämpfen müssen.

Alles, was ich an des Kaisers einfacher Tafel sehe und höre, wird mir zur Ursache einer sprunghaften Gedankenteilung. Mit Ohr und Herz bin ich bei jedem Worte, das da gesprochen wird, und bin zugleich in der Heimat, um zu schauen und zu vergleichen. Und immer deutscher wird es mir, daß manches, was mir Daheimgeblieben zu denken und zu tun haben, ganz wesentlich anders werden müßte, wenn wir gleichwertig werden wollen mit jenen, die bei harter Arbeit draußen stehen im Felde.

Nach der Mahlzeit kommt eine ernste, manchmal auch von einem Lachen erhellte Plauderstunde in einem kleinen, netten Wintergarten, wie wir ihn auf der deutschen Bühne schon in vielen französischen Komödien gesehen haben. Zigaretten und kurze Pfeifen brennen, und in Kelchgläsern wird Münchener Bier gereicht. Auf dem Tisch, an dem sich der Kaiser niederläßt, stehen blühender Flieder und Rosen, die ihm die Kaiserin aus Berlin sandte. Alles Gespräch dreht sich um den Lauf der Dinge in der Heimat und um wichtige Ereignisse des Krieges. Das ist eine neuartige, andere Art, vom Kriege zu sprechen, als wir sie bisher in unseren Bierbank- und Teetischklätsch zu hören bekommen. Hier wird nicht die Welt geteilt, hier werden nicht Länder genommen und Reiche verschenkt, hier gründet man nicht „Kulturstaaten" und korrigiert nicht die Landkarte von Europa mit einem anspruchsvollen Blaustift. Hier gilt alles Denken nur dem Ernst und den Notwendigkeiten der Gegenwart; von der Zukunft ist nicht die Rede. Unausgesprochen klingt aus allen behutsamen Worten, die ich höre, das feste und klare Zeitgefühl heraus: „Erst arbeiten und siegen. Alles weitere wird kommen, wie es kommen muß, und wie wir es uns verdienen."

Ich gestehe, daß ich da manchmal ein bißchen schamrot wurde. Und in meinem Innern habe ich heilig geschworen, niemals wieder in phantastischen Nächten meinen Handatlas durch aufschneidende Linien zu verunreinigen und nebulose Zukunftsgeographie von Mittelafrika zu betreiben. Und während ich hier, in einem bundekalten Stübchen zu Peronne, diesen heißen Schwur mit frierenden Fingern niederschreibe, flirrt unter meinem Fenster der feste Taktschritt deutscher Soldaten vorüber, die zu den Schützengräben marschieren. Automobile rasseln vorbei in jauchzender Fahrt, und unaufhörlich rollt von der nicht allzu weit entfernten Front das Murren schwerer Geschütze zu mir her. Die gaukelnden Kriegsvorstellungen, die ich aus der Heimat mitbrachte, beginnen sich jetzt unter den harten Wirklichkeitsbildern, die mich bei Tag und Nacht umwirbeln, sehr gründlich zu verändern. —



Aus unseren Kolonien: Eingeborenendorf in Windhuk (Südwestafrika).

Die Katze im Backofen.

In einem in den „Hamburger Nachrichten" abgedruckten Briefe eines Studenten der Technischen Hochschule an seine Eltern über die Heilung seiner in der österreichisch-ungarischen Armee im Kampfe gegen die Russen erlittenen Verwundung entgegensieht, aus seiner Vaterstadt Budapest heißt es:

Also es ist nicht gut, sich von den Russen gefangen nehmen zu lassen, denn sie schicken einen nach Sibirien. Dies hatte ich mir gleich am Anfang meines Feldzuges klar gemacht, und darum haben sie mich auch nicht bekommen, als sie mich einmal schon recht gerne haben wollten. Hast Du von Fähnrich M. was gehört? Nein? Nun, er war mein bester Kamerad im Feldzug, wurde aber leider schon am 10. September bei Magierow von zwei Schrapnellfüllkugeln an beiden Schenkeln schwer verletzt. Ich hörte damals, er sei nach Jaworzow im Feldhospital gekommen. Als nun etwa acht Tage später mein Regiment auch in jene Stadt kam — es war damals unser erster Rückzug — da ritt ich voraus, um meinen Freund aufzusuchen und sogleich auch zu versuchen für den Offizier weiches Brot zu verschaffen. Zu diesem Zwecke beleitigte ich mein Pferd an einem Trainwagen, die in Massen in den Straßen herumstanden — sehr einen Infanteristen darauf und hieß ihn dort auf mich warten. Nun fand ich meinen Freund nicht mehr, weil das Spital auch schon den Rückzug angetreten hatte, und Brot auch nur nach vielem Suchen bei einem Bäcker, der im Keller wohnte, in einem Backofen. Mit vier Laib Brot wollte ich nun meinen Batterien nachreiten, die unterdessen weitergefahren waren. Ja — reiten — weder Pferd noch Wagen noch Infanterist war da, wohl aber sah ich zu meiner nicht gerade angenehmsten Ueberraschung, daß fast auf jedem Trainwagen ein Russenkerl saß. Sie hatten die Stadt überumpelt und sich schnell die Wagen angeeignet, — na, ja und ich war mitten unter ihnen. Demnächst machte ich, daß meine Mütze verschwand, denn österreichisch-ungarische Militärmäntel hatten ja wohl verschiedene Russen an, dieser brauchte mich daher nicht zu verraten, dann steckte ich meine ehrliche Miene auf, die mir zur Verfügung stand und ging so unter meinen neuen Kameraden spazieren.

Nur einmal sprach mich einer sehr freundlich an, indem er mir seine eben erst erbeutete Kommißfleische unter die Nase hielt und mir davon einrichten wollte. Ich stieß sehr schreckliche Laute aus mit sehr viel krzz und lschzz, so daß der arme Kerl schleunigst davonlief, mich für einen Kalmücken oder Tscherkessen oder sonstigen Menschenfresser seiner glorreichen Armee haltend. Nun machte ich, daß ich zurück in meine Bäckerei kam. Da ich aber einsah, daß dieses appetitliche Lokal wohl auch die Russen anlocken würde, so kroch ich — recht dumm — in den Backofen. Da war es nun schön warm und das mochte wohl der Grund sein, daß ich mein Aisl mit einer großen Katze teilen mußte, sie war nämlich schon vorher drin. Es ist ja klar, daß die Russen die Bäckerei an dem Schild schon bald gefunden hatten. Na, wo ist wohl Brot, wenn nicht anderswo ist? — natürlich im Backofen. Gar bald hatte auch einer eine lange Holzschaufel in der Hand und wollte mit aller Gewalt etwas aus dem Ofen herausschaufeln. Ich stellte mich auf meine vier Beine und gab mir Mühe, den wütenden Angriffen der Holzschaufel auszuweichen. Licht hatte der Kerl ja Gott sei Dank keines, daß aber nicht alles richtig im Backofen sein konnte, das hatte er doch bald raus. Denn erstens bekam ich doch einige recht freundliche Nixpenstöße von der Schaufel ab, was er ja auch merken mußte, weil ich doch etwas Weiches bin, der Ofen aber harte Wände hatte, dann mochte meine Hopserei da drinnen auch einigen Krach verursacht haben. Na, ich dachte schon, mit was wird er mich wohl herausbringen, mit Schwefeldampf oder mit einer freundlichen Einladung zum Aufsteigen. Da — springt meine süße Katze heraus — noch nie habe ich solch nette Katze gekannt. Natürlich der Kerl denkt, die Katze hat das Weiche und Rauch Machende gemacht. Brot zu finden, hatte er nun auch aufgegeben — er ging und ich legte mich schlafen. Im Ofen natürlich, lange hat die Herrlichkeit wohl nicht gedauert. 2½ Stunden vielleicht, aber immerhin, als ich aufwachte und vorsichtig meine Nase aus der Oeffür steckte, da war es stockfinster, noch dunkler, als es von natura im Keller sein Darfte — es war Nacht geworden.

Dann fraß ich noch schnell einen halben Laib Brot auf — die hatte ich nicht aufgegeben — steckte alle meine Taschen voll damit und machte mich auf die Socken. Einmal wurde ich von einer Wache angehalten. Er brüllte mich schrecklich an, ich stopfte ihm ein Riesenstück Brot ins Maul, die ließ er als Feldbrot und Losung gelten und ließ mich nun passieren. Die Finsternis war sehr günstig für mich. Ich hatte auch gar nichts dagegen, daß infolge ihrer Schwärze meine Nase ein paarmal an harte Gegenstände wie Bäume und so weiter stieß. Das letzte Mal war dieser Gegenstand weich; denn es war ein Pferd und an diesem Pferde hing ein Wagen. Ein österreichischer Munitionswagen, österreichisch-ungarische Kerls. Na, ich dachte schon, nun bin ich ja zu Hause — es waren nämlich noch mehr solche Wagen da, sie standen in einem Dorfloch. Ich weckte einige Leute und fragte, was sie hier machten. „Wir sind gefangen." „So", sagte ich, „ich sehe aber nichts davon." „Ja, eigentlich hat uns noch niemand gesehen, aber es sind ja überall Russen, vor uns, hinter uns, neben uns, über uns und unter uns, morgen früh haben sie uns gleich." „So", sagte ich. „Ich übernehme den Befehl über euch, alles auf: schwärmen — viel Stroh sammeln — Pferdehufe und Wagenräder mit Stroh umhüllen — eins, zwei, fix — und nach einer Stunde Marsch, Liste im Schritt mir nach, und daß mir kein Wagen wegbleibt." Ich voranzgestiefelt, mit dem Revolver in der Hand und alles hinter mir fast geräuschlos, — und am Morgen waren wir auf einer Landstraße, mitten unter flüchtendem Train unserer eigenen Leute. Wir waren durchgekommen. Ich sah, daß ich elf Munitionswagen hinter mir hatte mit 47 Pferden, 31 Mann und drei Offizieren; ich war der Höchste, also mußte mir alles folgen, und ich führte sie ja, aber wohin? Keine Ahnung hatte ich, wo mein Regiment hingekommen sein konnte. Also auf nach Przemysl, da wird man uns schon anweisen, wohin wir mußten. Vier Tage dauerte der Spaß, am dritten waren wir abends so nahe an Przemysl, daß uns seine Scheinwerfer fanden und wir bald eine Kompagnie am Halse hatten. Ich legitimierte mich, und der freundliche Kompagniekommandant riet mir, an der Stelle zu bleiben, wo ich gerade war. Am Morgen kam ein Mann von ihm gelandt, der brachte mir eine Kartenskizze. So und so muß ich fahren, um zu meinem Korps zu gelangen. Am Abend hatte ich auch mein Korps — und dann hab' ich mein Regiment gefunden. Mein Kompagnie war sehr erfreut über mich und mein Gefolge. Er schüttelte mir unzählige Male die Hand, und eine Woche später war ich Kadett (Offizierstellvertreter).

Nur weil eine Katze im Backofen war. . . .

Kriegsallerlei.

Englische Zukunftsträume.

Das in London erscheinende Blatt „Indépendance Belge" veröffentlicht, dem „B. L.-A." zufolge, den Brief eines sehr bekannten englischen Schiffsbauers" an einen holländischen Reeder: aus dem Schreiben geht, wie das Blatt meint, deutlich hervor, wie man in englischen Schiffahrtskreisen über Deutschlands Zukunft denkt. Der Brief lautet: „In einem dänischen Blatte las ich Aeußerungen des Herrn Ballin über die Erwerbung einer deutschen Flottenbasis. Gestatten Sie mir, die Ueberzeugung auszusprechen, daß Deutschland nach dem Kriege keine Flotte mehr besitzen wird; der ganze Bestand wird entweder unter die Sieger aufgeteilt oder in die Nordsee versenkt, falls wir die Nordsee der deutschen Seestreitkräfte nicht im Kieler Kanal blockieren. Außerdem wird Herr Ballin nach dem Kriege eine ganz kleine Person sein. Täuschen ich mich nicht, so werden die deutschen Schiffe nach dem Kriege weder in Belgien noch in Frankreich oder England anlegen dürfen, um Passagiere aufzunehmen oder ans Land zu setzen; der Suezkanal wird ihnen auf fünf bis sechs Jahre geschlossen, so daß die gesamte deutsche Handelsflotte in andere Hände übergeht. Zivilisierte Völker können nicht mehr dulden, daß eine Barbarenhorde, die durch Minen die neutrale Schiffahrt gefährdet und die sich mit den Türken verbindet, um den Suezkanal zu zerstören, mit gesitteten Menschen Umgang und Handel pflegt. Ich weiß bestimmt, daß nach dem Kriege kein Deutscher mehr nach Europa und kommen wird, ebensowenig nach Belgien; die Holländer sollten auch zusehen, sich die Deutschen vom Halse zu schaffen. Für zwei Menschengeschlechter muß dieses Volk in Acht und Bann erklärt werden. Ich hoffe, daß auch Amerika diese Rasse ausweisen wird. Die Deutschen haben nie etwas anderes als Blutt geliebt. Ihre Strafe soll darin bestehen, daß sie Jahre hinaus zu Wasserträgern und Köhlern degradiert werden."

Der Engländer hofft, daß sich Frankreich und Rußland über diese Maßregeln, die zur „Ausreibung der deutschen Industrie" führen sollen, einigen werden. — Lassen wir ihn hoffen.

Die Schweizer Ahnen des neuen Kriegsministers.

Es ist wohl wenig bekannt, daß der jetzige Kriegsminister Heinrich Adolf Wild von Hohenborn schweizerischer Abstammung ist. Die Familie ist, wie die „Neue Zürcher Zeitung" mitteilt, seit dem 3. Mai 1630 in Bern verbürgert und hat das Prädikat „von" auf Grund des bernischen Großratsbeschlusses von 1783. Schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts verzog sich ein Zweig nach Kassel, und die Apotheke, die der Vorfahr des Kriegsministers dort von seinem Schwiegervater übernommen hatte, blieb im Besitze der Familie bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. Einzelne ihrer Mitglieder sind heute noch Bürger von Bern und Künstler zur Schmieden. Auch der Vater ist in der Schweiz geboren, und die Großmutter war eine Waadtländerin. Den Namen Wild hat die Familie vom Wirtshaus zum Wilden Mann in Wynigen, wo fünf Generationen lang die Ammannswürde in ihren Händen geradezu erblich war. Urkundlicher Stammvater ist der 1457 geborene Andreas Wild, der auch schon ein wackerer Kriegsmann war. Als Führer einer Abteilung des Berner Zuzugs zeichnete er sich 1499 in der Schlacht bei Dornach durch besondere Tapferkeit aus, wofür ihm von Bern eine schwere silberne Halskette, von Solothurn eine daran angehängte kleine silberne Figur des heiligen Ursus geschenkt wurde.

Entfernung von Granatsplittern durch Magneten.

In der Augenheilkunde ist die magnetische Kraft schon seit längerer Zeit mit Erfolg zur Entfernung von Eisensplittern aus dem Auge benutzt worden. Nunmehr haben die unsere Aerzte auch in den Lazaretten zum Herausziehen von Granatsplittern zur Anwendung gebracht, und Prof. Noch hat sogar eine besondere magnetische Sonde konstruiert, die in den Schußkanal eingeführt werden kann. Nach den bisherigen Erfahrungen gelingt es leicht, nahe unter der Haut sitzende Splitter mit dem Magneten nach einem kleinen Hautausschnitt herauszuholen; tiefer sitzende werden durch den Magneten angezogen, so daß sie leicht lokalisiert und herausgeschnitten werden können. Ein Durchziehen durch dickere Schichten unverletzten Gewebes scheint dagegen nicht möglich zu sein. Natürlich muß bei solchen Operationen mit nichtmagnetischen Messern gearbeitet werden.

Pariser Straßenumtaufen.

Der Krieg hat auf den Schildern der Pariser Straßen eine wahre Umwälzung hervorgebracht. Gleich im Anfang fiel die „Avenue d'Allemagne", die Hauptstraße des vollreichen Stadtviertels „La Villette", dem Nationalhaß zum Opfer und erhielt bei der Umtaufe den Namen „Avenue Jean Jaurès". Später kamen die Straßen „Rue de Berlin", „Rue de Hannover", „Rue Wagner" und „Rue Meyerbeer" an die Reihe. Bei den bisherigen Umtaufungen der Bewohner der von dieser Umtauferei betroffenen Straßenzüge, die von der plötzlichen Namensänderung Störungen der Briefbestellungen befürchteten, verhalten natürlich umgehört. Die Liste der Straßen, die die Stadtverwaltung zur Namensänderung vorgemerkt hat, wird vielmehr immer länger. Neuerdings ist auch der Wunsch geäußert worden, die „Rue Denfert" umzutaufen. Heute wird er aus „unsicheren Gründen dieser Ehre verunstig erklärt. Wie reimt sich das zusammen?" Um bei den Russen nicht Aergernis zu erregen, wird sich wohl auch die Notwendigkeit ergeben, dem „Boulevard Sebastopol" und der „Rue de Crimée" neue Namen zu geben, da diese Namen Erinnerungen werden, die für die russischen Verbündeten heute recht unliebsam sind und deshalb den Franzosen nicht mehr sehenswürdig erscheinen können.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191502034/fragment/page=0002